

HEYNE <

Zum Buch

Zusammen mit seinem Partner, einem Investmentbanker, hat der geniale Alex Hoffmann eine revolutionäre Form des automatisierten Aktienhandels entwickelt. Künstliche Intelligenz und das Sammeln von Angstparametern im globalen Internet werden zu einer hochgeheimen Software verknüpft, die mit geradezu unheimlicher Präzision die Bewegungen der Finanzmärkte voraussagen kann. Hoffmanns Hedgefonds mit Sitz in Genf macht Milliarden. Eines Nachts überwindet ein geheimnisvoller Einbrecher die ausgeklügelten Sicherheitsanlagen seines Domicils am Genfer See und reißt ihn und seine Frau aus dem Schlaf. Damit beginnt ein Albtraum voller Paranoia und Gewalt, in dessen Verlauf Hoffmann mit wachsender Verzweiflung versucht, demjenigen auf die Spur zu kommen, der sein Leben zerstören will. Seine Nachforschungen konfrontieren ihn mit den elementarsten Fragen nach dem Wesen des Menschen. Am Ende jenes Tages wird Hoffmanns Welt – unsere Welt – für immer eine andere sein.

Zum Autor

Robert Harris wurde 1957 in Nottingham geboren und studierte in Cambridge. Er war Reporter bei der BBC und Redakteur bei großen Tageszeitungen. 2003 wurde er als bester Kolumnist mit dem »British Press Award« ausgezeichnet. Er schrieb mehrere Sachbücher, und seine Romane *Vaterland*, *Enigma*, *Aurora*, *Pompeji*, *Imperium*, *Ghost*, *Titan*, *Angst*, *Intrige* und zuletzt *Dictator* wurden allesamt internationale Bestseller. Seine Zusammenarbeit mit Roman Polanski bei der Verfilmung von *Ghost* (als *The Ghostwriter*) brachte ihm den französischen »César« und den »Europäischen Filmpreis« für das beste Drehbuch ein. Robert Harris lebt mit seiner Familie in Berkshire.

ROBERT
HARRIS
ANGST

ROMAN

Aus dem Englischen von
Wolfgang Müller

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe THE FEAR INDEX
erschien bei Hutchinson, London

Verwendung des Zitats aus Mary Shelley,
Frankenstein oder der moderne Prometheus,
übersetzt von Ursula von Wiese,
mit freundlicher Genehmigung des Manesse-Verlags, München

Für das Zitat aus Elias Canetti, *Masse und Macht*:
© 1960 Claassen Verlag in der Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin



Verlagsgruppe Random House FSC® No01967

4. Auflage

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 05/2013

Copyright © 2011 by Robert Harris

Copyright © 2011 der deutschsprachigen Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Printed in Germany

Umschlaggestaltung: © Eisele Grafik-Design, München

Satz: Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: GGP Media, Pößneck

ISBN: 978-3-453-43713-5

www.heyne.de

*Für meine Familie:
Gill, Holly, Charlie, Matilda und Sam*

EINS

Lernen Sie von mir, wenn auch nicht durch Vorschriften, so doch wenigstens durch mein Beispiel, wie gefährlich Wissen ist und wieviel glücklicher derjenige Mensch, welcher seine Geburtsstadt für die Welt hält, als derjenige, der größer werden will, als es seine Natur erlaubt.

Mary Shelley
Frankenstein, 1818

Dr. Alexander Hoffmann saß im Arbeitszimmer seines Genfer Hauses vor dem Kamin. Im Aschenbecher lag eine kalte, halb gerauchte Zigarre, der Schirm der verstellbaren Schreibtischlampe war weit nach vorn über seine Schulter gezogen. Er blätterte in *The Expression of the Emotions in Man and Animals*, einer englischen Erstausgabe von Charles Darwins Buch über den Ausdruck der Gemütsbewegungen bei Mensch und Tier. Hoffmann hörte nicht, dass die viktorianische Standuhr im Flur Mitternacht schlug. Ihm war auch nicht aufgefallen, dass das Feuer erloschen war. Seine außerordentliche Fähigkeit zur Konzentration galt allein dem Buch.

Er wusste, dass es 1872 in London von John Murray & Co. veröffentlicht worden war, in einer Ausgabe mit siebentausend Exemplaren, gedruckt in zwei Auflagen. Er

wusste auch, dass die zweite Auflage auf Seite 208 einen Druckfehler – »htat« – enthielt. Da sein eigenes Exemplar diesen Fehler nicht aufwies, nahm er an, dass es aus der ersten Auflage stammte, was seinen Wert beträchtlich erhöhte. Er drehte das Buch um und inspizierte den Rücken. Der Einband war original, grünes Leinen mit Goldschrift, der Rücken war oben und unten nur leicht ausgefranst. Das Buch entsprach dem, was man in der Branche ein »gutes Exemplar« nannte, und es war schätzungsweise 15 000 US-Dollar wert. Als die Märkte in New York geschlossen hatten, war Hoffmann vom Büro aus sofort nach Hause gefahren und hatte es kurz nach zehn Uhr zur Hand genommen. Sicherlich, er sammelte wissenschaftliche Erstausgaben, hatte im Internet nach dem Buch gesucht und tatsächlich vorgehabt, es zu kaufen. Seltsam war nur, dass er das Buch gar nicht bestellt hatte.

Sein erster Gedanke war gewesen, dass seine Frau es gekauft hatte, was sie bestritten hatte, er aber zunächst nicht hatte glauben wollen. Während sie in der Küche herumgelaufen war und den Tisch gedeckt hatte, war er hinter ihr hergelaufen und hatte ihr das Buch unter die Nase gehalten.

»Du hast es mir also nicht gekauft?«

»Nein, Alex, tut mir leid. Was weiß ich, vielleicht hast du ja eine heimliche Verehrerin.«

»Bist du dir ganz sicher? Wir haben nicht irgendeinen Jahrestag, und ich habe vergessen, dir etwas zu schenken?«

»Herrgott, es ist nicht von mir, okay?«

Dem Buch hatte kein Begleitschreiben beigelegt, nur die Visitenkarte eines holländischen Buchhändlers: Rosengarten & Nijenhuis, Antiquariat für wissenschaftliche & medizinische Bücher. Gegründet 1911. Prinsengracht 227,

1016 HN Amsterdam, Niederlande. Hoffmann hatte auf das Pedal des Mülleimers getreten und die Noppenfolie und das dicke braune Papier herausgeholt. Auf der leeren Hülle des Pakets klebte ein bedrucktes Etikett, die Adresse war korrekt: Dr. Alexander Hoffmann, Villa Clairmont, Chemin de Ruth 79, 1223 Coligny, Genf, Schweiz. Die Sendung war am Tag zuvor per Kurier aus Amsterdam eingetroffen.

Sie hatten zusammen zu Abend gegessen – Fischpastete mit grünem Salat, die ihre Haushälterin zubereitet hatte, bevor sie nach Hause gegangen war. Danach hatte Gabrielle in der Küche noch ein paar besorgte Last-Minute-Anrufe wegen ihrer Ausstellung am nächsten Tag erledigt, während Hoffmann sich mit dem mysteriösen Buch in sein Arbeitszimmer zurückgezogen hatte.

Als sie eine Stunde später den Kopf zur Tür hereinsteckte, um ihm zu sagen, dass sie zu Bett gehe, las er immer noch.

»Komm bald nach, Liebling«, sagte sie. »Ich warte auf dich.«

Er erwiderte nichts. Sie blieb noch einen Augenblick in der Tür stehen und betrachtete ihn. Mit seinen zweiundvierzig Jahren sah er immer noch jung aus. Ihm war nie bewusst gewesen, wie attraktiv er eigentlich war – eine, wie sie fand, ebenso anziehende wie seltene Eigenschaft bei einem Mann. Allerdings war er nicht anspruchslos, wie sie im Lauf der Zeit festgestellt hatte. Ganz im Gegenteil: Alles, was ihn intellektuell nicht forderte, war ihm in höchstem Maße gleichgültig. Ein Charakterzug, der ihm unter ihren Freunden den Ruf eines ausgesprochenen Rüpels eingebracht hatte. Aber auch das mochte sie. Sein außergewöhnlich jungenhaftes Amerikanergesicht war über das Buch ge-

beugt, die Brille hatte er hochgezogen und in sein dichtes, hellbraunes Haar geschoben. Der Schein des Feuers spiegelte sich in den Gläsern, die ihr einen warnenden Blick zuzuwerfen schienen. Sie kannte ihn gut genug, um ihn jetzt nicht zu stören. Sie seufzte und ging nach oben.

Hoffmann wusste seit Jahren, dass *The Expression of the Emotions in Man and Animals* eines der ersten Bücher war, in das jemals Fotografien aufgenommen worden waren. Allerdings hatte er die Bilder noch nie im Original zu Gesicht bekommen. Außer viktorianischen Künstlermodellen zeigten die Schwarz-Weiß-Tafeln Insassen des Surrey Lunatic Asylum in verschiedenen emotionalen Zuständen – Trauer, Verzweiflung, Freude, Trotz, Entsetzen. Das Buch sollte eine Studie über den *Homo sapiens* als Tier sein: der Maske seiner gesellschaftlichen Umgangsformen beraubt, mit den instinktiven Reaktionen des Tieres. Obwohl die Modelle seinerzeit schon lange genug im wissenschaftlichen Zeitalter gelebt hatten, um daran gewöhnt zu sein, fotografiert zu werden, gaben die verdrehten Augen und schiefen Zähne ihrem Gesicht das Aussehen durchtriebener, abergläubischer Bauern aus dem Mittelalter. Sie erinnerten Hoffmann an einen kindlichen Albtraum – an Erwachsene aus einem altmodischen Märchenbuch, die mitten in der Nacht ins Schlafzimmer des Kindes eindringen, um es aus dem Bett zu zerren und in den Wald zu verschleppen.

Noch etwas anderes irritierte ihn. Die Visitenkarte steckte zwischen den Seiten, die das Gefühl der Furcht abhandelten, als hätte der Absender seine Aufmerksamkeit gezielt darauf lenken wollen:

*Der zum Fürchten gebrachte Mensch steht anfangs
bewegungslos wie eine Statue und athemlos da oder drückt*

*sich nieder, als wollte er instinctiv der Entdeckung entgehen.
Das Herz zieht sich schnell und heftig zusammen, so daß
es gegen die Rippen schlägt oder anstößt ...*

Hoffmann hatte die Angewohnheit, beim Denken den Kopf zur Seite zu neigen und ins Leere zu starren. Genau das tat er jetzt. War das Zufall? Er kam zu dem Schluss, dass es sich tatsächlich nur um einen Zufall handeln konnte. Andererseits hatten die physiologischen Auswirkungen der Angst einen unmittelbaren Bezug zu VIXAL-4, dem Projekt, an dem er gerade arbeitete. Das weckte in ihm den Verdacht, dass trotz allem mehr dahinterstecken könnte. Aber VIXAL-4 war streng geheim, es war nur seinem Forschungsteam bekannt. Obwohl er sorgfältig darauf achtete, seine Leute gut zu bezahlen – 250 000 Dollar Anfangsgehalt plus wesentlich mehr an möglichen Boni –, war es doch sehr unwahrscheinlich, dass einer von ihnen 15 000 Dollar für ein anonymes Geschenk ausgeben würde. Eine Person jedoch kannte er, die sich einen solchen Betrag locker leisten konnte, die alles über das Projekt wusste und die auch den Witz in einem solchen Geschenk gesehen hätte – wenn es das war: ein kostspieliger Witz. Das war sein Geschäftspartner Hugo Quarry. Ohne auch nur einen Gedanken daran zu verschwenden, wie spät es war, rief er ihn an.

»Hallo, Alex, was gibt's?« Selbst wenn Quarry die Störung kurz nach Mitternacht merkwürdig vorgekommen wäre, so hätten seine makellosen Manieren es ihm nie erlaubt, sich etwas anmerken zu lassen. Außerdem hatte er sich an Hoffmanns Eigenheiten gewöhnt. Er nannte ihn den »verrückten Professor« – von Angesicht zu Angesicht wie auch hinter dessen Rücken. Es machte einen Teil sei-

nes Charmes aus, dass er bei jedem den gleichen Umgangston anschluss, öffentlich wie privat.

Hoffmann, der immer noch den Abschnitt über die Furcht las, sagte zerstreut: »Oh, hi. Sag mal, hast du mir ein Buch gekauft?«

»Glaube nicht, alter Junge. Warum? Hätte ich es tun sollen?«

»Jemand hat mir eine Darwin-Erstausgabe geschickt, und ich weiß nicht, wer.«

»Hört sich ziemlich kostspielig an.«

»Und ob. Du weißt, wie wichtig Darwin für VIXAL ist, deshalb habe ich gedacht, dass du vielleicht ...«

»Tut mir leid. Vielleicht einer unserer Kunden? Als kleines Dankeschön, und er hat vergessen, eine Karte beizulegen? Die haben weiß Gott einen Haufen Geld durch uns gemacht.«

»Ja, möglich ... Okay, entschuldige die Störung.«

»Schon gut. Also dann, bis morgen früh. Großer Tag morgen. Eigentlich ist es ja schon morgen. Du solltest jetzt im Bett liegen.«

»Ja, bin schon unterwegs. Nacht.«

Wenn die Furcht auf den höchsten Gipfel steigt, dann wird der fürchterliche Schrei des Entsetzens gehört. Große Schweißtropfen stehen auf der Haut. Alle Muskeln des Körpers werden erschlaft. Das äußerste Gesunkensein aller Kräfte folgt bald und die Geisteskräfte versagen ihre Thätigkeit. Die Eingeweide werden afficirt. Die Schließmuskeln hören auf zu wirken und halten den Inhalt der Körperhöhlen nicht länger mehr zurück ...

Hoffmann hielt sich das Buch unter die Nase und atmete ein. Eine Mischung aus Leder, Bibliotheksstaub und Zigarrenrauch, so streng, dass er ihn förmlich schmecken konnte, mit einem Hauch einer chemischen Substanz – Formaldehyd vielleicht, oder Leuchtgas. Er musste an ein Laboratorium oder einen Hörsaal aus dem 19. Jahrhundert denken. Für einen Augenblick sah er Bunsenbrenner auf hölzernen Labortischen, Glaskolben mit Säure und das Skelett eines Affen vor sich. Er schob die Visitenkarte des Buchhändlers wieder zwischen die Seiten und klappte das Buch vorsichtig zu. Dann trug er es zum Bücherregal, wo er ihm mit zwei Fingern behutsam Platz schaffte, zwischen einer Erstausgabe von *The Origin of Species*, die er für 125 000 Dollar bei einer Auktion von Sotheby's in New York gekauft hatte, und einem ledergebundenen Exemplar von *The Descent of Man*, das einst Thomas Henry Huxley gehört hatte.

Später würde er versuchen, sich an den genauen Ablauf dessen zu erinnern, was er danach getan hatte. Er schaute sich am Bloomberg-Terminal auf seinem Schreibtisch die Schlussnotierungen in den USA an: Dow Jones, S&P 500 und NASDAQ – all diese Indizes hatten mit Verlusten geschlossen. Er tauschte ein paar E-Mails mit Susumu Takahashi aus, dem für die VIXAL-4-Transaktionen während der Nacht verantwortlichen Händler, der berichtete, dass alles reibungslos funktioniere, und Hoffmann daran erinnerte, dass die Tokioter Börse nach den alljährlichen drei Feiertagen der Goldenen Woche in weniger als zwei Stunden wieder öffnen werde. Sie werde sicher schwach tendieren und die in Europa und den USA in der vergangenen Woche rückläufige Kursentwicklung ihrerseits nachholen. Und es gebe noch etwas anderes: VIXAL beabsichtige, wei-

tere drei Millionen Procter-&-Gamble-Anteile zu 62 Dollar das Stück in Short-Positionen aufzubauen, was ihre Gesamtposition auf sechs Millionen steigern werde. Ein großer Trade: Ob Hoffmann zustimmen wolle? Hoffmann mailte sein Okay zurück, warf dann seine halb gerauchte Zigarre in den Kamin, stellte ein feinmaschiges Metallgitter davor und löschte das Licht im Arbeitszimmer. Im großen Flur überprüfte er, ob die Haustür abgeschlossen war, und schaltete die Alarmanlage mit dem vierstelligen Code 1729 ein. (Die Zahl hatte Hoffmann einem Gespräch entliehen, das die Mathematiker G.H. Hardy und S.I. Ramanujan im Jahr 1920 geführt hatten. Hardy war in einem Taxi mit dieser Nummer ins Krankenhaus gefahren, um seinen im Sterben liegenden Kollegen zu besuchen. »Was für eine langweilige Zahl«, hatte Hardy gesagt, worauf Ramanujan erwidert hatte: »Aber nein, Hardy, ganz und gar nicht. Das ist sogar eine sehr interessante Zahl. Es ist die kleinste Zahl, die sich auf zwei verschiedene Weisen als Summe zweier dritter Potenzen darstellen lässt.«) Hoffmann ließ unten nur eine einzige Lampe brennen – dessen war er sich später sicher – und ging dann die geschwungene weiße Marmortreppe ins Bad hinauf. Er nahm die Brille ab, zog sich aus, wusch sich, putzte sich die Zähne und zog einen blauen Seidenpyjama an. Als er die Weckzeit auf seinem Handy auf 6:30 Uhr einstellte, sah er, dass es 0:20 Uhr war.

Er ging ins Schlafzimmer und war überrascht, dass Gabrielle noch wach war. In einen schwarzen Seidenkimono gehüllt, lag sie rücklings auf der Tagesdecke. Auf der Frisierkommode flackerte eine Duftkerze, sonst lag der Raum im Dunkeln. Die Hände hatte sie unter dem Kopf verschränkt, die Ellbogen steil abgewinkelt, die Beine auf

Kniehöhe übereinandergeschlagen. Ein schmaler, weißer Fuß mit dunkelrot lackierten Nägeln zeichnete ungeduldig Kreise in die wohlriechende Luft.

»O Gott«, sagte er. »Ich habe unser Date vergessen.«

»Keine Sorge.« Sie öffnete den Gürtel, öffnete den seidenen Kimono und breitete die Arme aus. »Ich vergesse nie ein Date.«

*

Es musste um halb vier morgens gewesen sein, als Hoffmann durch irgendetwas geweckt wurde. Er kämpfte sich aus den Tiefen seines Schlafs, öffnete die Augen und blickte in eine himmlische Vision aus gleißend weißem Licht. Sie hatte eine geometrische Form, wie ein Diagramm, mit dicht an dicht verlaufenden waagerechten Linien und in weitem Abstand zueinander stehenden senkrechten Säulen, allerdings ohne eingezeichnete Werte – der Traum eines Mathematikers, der jedoch verpuffte, nachdem er ihn ein paar Sekunden lang mit zusammengekniffenen Augen betrachtet hatte. Was er sah, war das grelle Licht von acht 500 Watt starken Wolfram-Halogen-Überwachungsscheinwerfern, das durch die Jalousieschlitze strahlte. Mit der Wattleistung hätte man ein kleines Fußballfeld beleuchten können. Eigentlich hatte er die Anlage auswechseln wollen.

Die Schaltuhr für die Scheinwerfer war auf dreißig Sekunden eingestellt. Während er darauf wartete, dass das Licht wieder ausging, überlegte er, was die Infrarotstrahlen, die den Garten wie ein Raster durchzogen, unterbrochen haben könnte. Vielleicht eine Katze, dachte er, oder ein Fuchs oder Zweige und Laub, die der Wind abgerissen hatte. Ein paar Sekunden später erlosch das Licht

tatsächlich, und das Zimmer versank wieder in tiefer Dunkelheit.

Allerdings war Hoffmann jetzt hellwach. Er griff nach seinem Handy. Es war eines aus einer Kleinserie, die speziell für den Hedgefonds hergestellt worden war und gewisse vertrauliche Anrufe und E-Mails verschlüsseln konnte. Er schaltete es ein und warf auf der Website von Profit & Loss einen schnellen Blick auf die Kurse in Fernost – unter der Bettdecke, weil Gabrielle diese Angewohnheit sogar noch mehr verabscheute als seine Zigarren. Wie vorausgesagt, gaben die Märkte in Tokio, Singapur und Sidney nach, während VIXAL-4 schon um 0,3 Prozent zugelegt hatte, was nach seiner Rechnung hieß, dass er in diesen wenigen Stunden Schlaf fast drei Millionen Dollar verdient hatte. Zufrieden schaltete er das Handy aus und legte es wieder auf den Nachttisch. In diesem Augenblick hörte er ein Geräusch: leise, nicht identifizierbar und doch seltsam beunruhigend, als ob sich irgendwer durchs Erdgeschoss bewegte.

Er schaute zu dem winzigen roten Lichtpunkt des Rauchmelders an der Decke und schob unter der Bettdecke vorsichtig seine Hand hinüber zu Gabrielles Seite. Wenn sie sich geliebt hatten und sie danach nicht einschlafen konnte, war Gabrielle in letzter Zeit immer noch zum Arbeiten nach unten in ihr Studio gegangen. Seine Hand fuhr über die warme wellige Matratze, bis die Fingerspitzen die Haut ihrer Hüfte berührten. Sie brabbelte etwas Unverständliches, drehte sich zu ihm um und zog die Bettdecke fester um ihre Schultern.

Er hörte wieder ein Geräusch, stützte sich auf die Ellbogen und lauschte angestrengt. Er konnte es nicht einordnen, es war ein unregelmäßiges, schwaches Klopfen.

Vielleicht die noch ungewohnten Geräusche der Heizung oder eine im Luftzug schlagende Tür. Zu diesem Zeitpunkt war er noch ziemlich ruhig. Das Haus verfügte über erstklassige Sicherheitseinrichtungen, was einer der Gründe gewesen war, warum er es wenige Wochen zuvor gekauft hatte: außer den Flutlichtstrahlern eine drei Meter hohe Mauer mit schweren elektronischen Toren, die das gesamte Grundstück umschlossen, kugelsichere Fenster in allen Erdgeschossräumen und eine über Bewegungsmelder gesteuerte Alarmanlage, die er – da war er sich sicher – eingeschaltet hatte, bevor er schlafen gegangen war. Die Wahrscheinlichkeit, dass ein Einbrecher all das überwunden hatte, war winzig. Außerdem war Hoffmann körperlich fit: Er hatte schon vor langer Zeit festgestellt, dass er bei hoher Endorphinausschüttung besser denken konnte. Er trainierte. Er joggte. In ihm regte sich der atavistische Instinkt, sein Territorium zu schützen.

Er schlüpfte aus dem Bett, vorsichtig, um Gabrielle nicht zu wecken, setzte seine Brille auf, zog Morgenmantel und Hausschuhe an. Unschlüssig stand er da und schaute sich in der Dunkelheit um. Ihm fiel nichts ein, was er als Waffe aus dem Zimmer mitnehmen konnte. Er steckte das Handy ein und öffnete die Schlafzimmertür – erst nur einen Spalt weit, dann ganz. Die Lampe von unten warf ein schwaches Licht auf den Treppenabsatz. Er blieb auf der Türschwelle stehen und lauschte. Die Geräusche – wenn es sie denn gegeben hatte, was er allmählich bezweifelte – waren verklungen. Nach etwa einer Minute ging er zur Treppe und dann sehr langsam hinunter.

Vielleicht lag es daran, dass er vor dem Zubettgehen Darwin gelesen hatte. Jedenfalls registrierte er jetzt, während er die Treppe hinunterging, mit wissenschaftlicher

Nüchternheit seine eigenen körperlichen Symptome. Sein Atem ging schneller, und sein Herzschlag beschleunigte sich so stark, dass er sich unwohl fühlte. Seine Haare schienen sich wie Borsten aufzustellen.

Er ging die letzte Stufe hinunter.

Das Haus war eine Belle-Époque-Villa, 1902 erbaut von einem französischen Geschäftsmann, der ein Vermögen damit gemacht hatte, aus Kohleabfällen Öl zu gewinnen. Der Vorbesitzer hatte das Haus bis ins kleinste Detail von einem Innenarchitekten gestalten lassen, sodass Hoffmann nur noch hatte einzuziehen brauchen. Vielleicht war das der Grund, warum er sich nie ganz zu Hause gefühlt hatte. Links von ihm befand sich die Haustür, direkt vor ihm die Tür in den Salon. Rechts führte ein Durchgang ins Innere des Hauses: zum Esszimmer, zur Küche, zur Bibliothek und zu einem viktorianischen Wintergarten, in dem Gabrielle sich ihr Studio eingerichtet hatte. Mit erhobenen, abwehrbereiten Händen stand Hoffmann regungslos da. Er hörte nichts. Aus einer Ecke der Halle zwinkerte ihm das winzige rote Auge des Bewegungsmelders zu. Wenn er nicht aufpasste, würde er selbst den Alarm auslösen. Seit ihrem Einzug hatte er das in Coligny schon zweimal miterlebt – große Häuser, die wie reiche hysterische alte Ladys grundlos hinter ihren hohen, von Efeu überwucherten Mauern losheulten.

Er nahm die Hände herunter und ging quer durch den Flur zu der Stelle, an der ein antikes Barometer an der Wand hing. Er drückte auf einen Schnappverschluss, und das Barometer schwang auf. Dahinter versteckte sich das Fach für den Steuerkasten der Alarmanlage. Er streckte den rechten Zeigefinger aus, um den Code einzutippen, der die Anlage ausschaltete – und erstarrte.

Die Alarmanlage war schon deaktiviert.

Der Finger verharrte in der Luft, während der rationale Teil seines Gehirns nach einer beruhigenden Erklärung suchte. Vielleicht war Gabrielle noch einmal hinuntergegangen, hatte die Anlage ausgeschaltet und dann, als sie zurück ins Bett gegangen war, vergessen, sie wieder einzuschalten. Oder er selbst hatte entgegen seiner Erinnerung vergessen, sie einzuschalten. Oder sie funktionierte nicht richtig.

Er drehte sich langsam nach links und warf einen prüfenden Blick auf die Haustür. Der Schein der Lampe spiegelte sich in ihrem glänzenden schwarzen Anstrich. Die Tür schien verschlossen zu sein, kein Anzeichen, dass sie gewaltsam geöffnet worden war. Wie die Alarmanlage war auch die Tür auf dem neuesten technischen Stand und durch denselben vierstelligen Code gesichert. Er schaute sich um, blickte die Treppe hinauf und in den Durchgang, der ins Innere des Hauses führte. Alles war ruhig. Er ging auf die Tür zu. Er tippte den Code ein und hörte das Klicken der zurückgleitenden Bolzen. Er drückte die schwere Messingklinke hinunter, öffnete die Tür und trat hinaus auf die dunkle Vorderveranda.

Über der tiefschwarzen Rasenfläche stand der silbrig blaue Mond, der wie ein Diskus aussah, der mit hoher Geschwindigkeit die dahineilenden schwarzen Wolkenmassen durchtrennte. Die Schatten der großen Tannen, die das Haus von der Straße abschirmten, schwankten rauschend im Wind.

Hoffmann ging ein paar Schritte hinaus in die Kiesefahrt – gerade weit genug, um den Strahl der Infrarotsensoren zu unterbrechen und die Scheinwerfer vor dem Haus einzuschalten. Das grelle Licht ließ ihn zusammenfahren

und wie einen flüchtenden Sträfling zur Salzsäule erstarren. Er hielt sich schützend die Hände vor die Augen, drehte sich zu dem gelben Licht der Eingangshalle um und sah, dass neben der Haustür fein säuberlich ein Paar großer schwarzer Stiefel stand – als hätte ihr Besitzer keinen Dreck ins Haus tragen oder dessen Bewohner nicht stören wollen. Die Stiefel gehörten nicht Hoffmann, und sie gehörten bestimmt nicht Gabrielle. Außerdem war er sich sicher, dass sie noch nicht dagestanden hatten, als er vor knapp sechs Stunden nach Hause gekommen war.

Während er auf die Stiefel stierte, zog er sein Handy aus dem Morgenmantel und ließ es beinahe fallen, bevor er die 911 wählte. Dann fiel ihm ein, dass er sich ja in der Schweiz befand, und er wählte die 117.

Laut Genfer Polizei, die alle Notrufe aufzeichnete und die später eine Kopie davon anfertigte – klingelte es nur einmal, um 3:59 Uhr. Eine Frau hob ab und sagte mit scharfer Stimme: »*Oui, police?*«

Ihre Stimme kam Hoffmann in der Stille sehr laut vor. Sie machte ihm bewusst, wie sichtbar und ungeschützt er im Licht der Scheinwerfer war. Er machte ein paar schnelle Schritte nach links, um von der Eingangshalle aus nicht mehr gesehen werden zu können, und gleichzeitig nach vorn, in den Schutz der Hauswand. Er hielt das Telefon dicht an seinen Mund und flüsterte: »*J'ai un intrus sur ma propriété.*« Auf dem Band sollte sich seine Stimme später ruhig und dünn anhören, fast roboterhaft. Es war die Stimme eines Mannes, dessen Großhirnrinde ihre ganze Kraft auf das Überleben konzentrierte, ohne dass der Mann sich dessen bewusst war. Es war die Stimme nackter Angst.

»*Quelle est votre adresse, monsieur?*«

Er nannte sie ihr. Während er sich an der Hauswand

entlangbewegte, konnte er hören, wie ihre Finger auf der Tatstatur tippten.

»*Et votre nom?*«

»Alexander Hoffmann«, flüsterte er.

Die Überwachungsscheinwerfer gingen aus.

»*Okay, Monsieur Hoffmann. Restez là. Une voiture est en route.*«

Sie legte auf. Hoffmann stand allein in der Dunkelheit an der Ecke des Hauses. Für die erste Maiwoche in der Schweiz war es ungewöhnlich kalt. Der Wind blies von Nordost, vom Genfer See. Er konnte hören, wie die Wellen in schneller Folge gegen die nahen Anlegestellen schwappten und die Leinen scheppernd gegen die Stahlmasten der Jachten schlugen. Er zog sich den Morgenmantel enger um die Schultern. Er schlotterte am ganzen Leib. Er musste die Zähne zusammenbeißen, damit sie nicht klapperten. Und doch verspürte er seltsamerweise keine Panik. Er stellte fest, dass Panik und Angst etwas vollkommen Verschiedenes waren. Panik war moralischer und nervöser Zusammenbruch, eine Verschwendung wertvoller Energie, während Angst durch und durch Anspannung und Instinkt war: ein auf den Hinterbeinen stehendes Tier, das einen ganz vereinnahmte, das die Kontrolle über Gehirn und Muskeln übernahm. Er schnüffelte in der Luft und schaute an der Villa entlang in Richtung See. Irgendwo an der Rückseite des Hauses, in einem Raum im Erdgeschoss, brannte Licht. Es tauchte das Gebüsch im Garten in ein zauberhaftes Licht, gleich dem in einer Märchengrotte.

Er wartete eine halbe Minute, dann schlich er sich langsam durch das breite Blumenbeet, das diese Seite des Hauses säumte. Erst war er sich nicht sicher, aus welchem Zim-

mer das Licht kam. Seit der Makler ihnen das Grundstück gezeigt hatte, war er nicht mehr so weit vorgedrungen. Als er sich dem Lichtkegel näherte, fiel ihm wieder ein, dass es sich um die Küche handelte. Schließlich hatte er sie erreicht, schob den Kopf am Fensterrahmen vorbei und sah im Innern eine Gestalt. Der Mann stand mit dem Rücken zum Fenster an der Arbeitsinsel mit der Granitplatte, die das Zentrum der Küche bildete. In aller Ruhe nahm er nacheinander die Messer aus ihren Schlitzen im Hackblock und schärfte sie mit einem elektrischen Messerschleifer.

Hoffmanns Herz schlug so schnell, dass er das Rauschen seines Pulses hören konnte. Sein erster Gedanke galt Gabrielle: Er musste sie aus dem Haus schaffen, solange der Einbrecher in der Küche beschäftigt war – aus dem Haus schaffen oder zumindest dafür sorgen, dass sie sich im Bad einschloss, bis die Polizei eintraf.

Er hatte immer noch das Telefon in der Hand. Ohne den Blick von dem Einbrecher abzuwenden, wählte er ihre Nummer. Sekunden später hörte er ihr Telefon klingeln – zu laut und zu nah, als dass es bei ihr im Schlafzimmer sein konnte. Im selben Augenblick hob der Fremde den Kopf. Gabrielles Handy lag da, wo sie es liegen lassen hatte, als sie ins Bett gegangen war: auf dem großen Kiefernstisch. Das rosa Plastikgehäuse mit seinem leuchtenden Display bewegte sich summend über das Holz wie ein auf dem Rücken liegendes tropisches Insekt. Der Einbrecher neigte den Kopf zur Seite und schaute es an. Einige Sekunden lang rührte er sich nicht vom Fleck. Dann legte er mit unverändert energierender Gelassenheit das Messer zur Seite – Hoffmanns Lieblingsmesser, das mit der langen, schmalen Klinge, das sich besonders gut zum Ausbeinen

eignete – und ging um die Kücheninsel herum zum Tisch. Dabei wandte er den Körper halb dem Fenster zu, sodass Hoffmann ihn zum ersten Mal richtig sehen konnte – hohle Wangen, unrasiert, kahler Schädel, an den Seiten lange, dünne, graue Haare, die zu einem fettigen Pferdeschwanz zusammengebunden waren. Er trug einen abgewetzten braunen Ledermantel. Er sah aus wie jemand, der in einem Zirkus oder bei einem Schausteller arbeitete. Er schaute das Telefon an, als hätte er noch nie zuvor eines gesehen, nahm es in die Hand, zögerte kurz, drückte dann auf einen Knopf und hielt es sich ans Ohr.

Eine Welle mörderischer Wut erfasste Hoffmann. Sie überflutete ihn wie Licht. Leise sagte er: »Gottverdammter Wichser, verschwinde aus meinem Haus.« Befriedigt sah er, dass der Einbrecher panisch zusammenzuckte, als hätte von oben ein unsichtbarer Draht an ihm gerissen. Ruckartig drehte er den Kopf hin und her – links, rechts, links. Dann verharrte sein Blick auf dem Fenster. Einen Augenblick lang trafen seine stechenden Augen auf die Hoffmanns, blind, denn er schaute auf schwarzes Glas. Schwer zu sagen, wer von beiden mehr Angst hatte. Plötzlich warf der Eindringling das Telefon auf den Tisch und stürzte erstaunlich flink auf die Tür zu.

Hoffmann fluchte, drehte sich um und hastete den Weg zurück, den er gekommen war. Die Hausschuhe behinderten ihn, er knickte um und humpelte keuchend weiter durch das glitschige Blumenbeet zur Vorderseite der Villa. Als er die Hausecke erreichte, hörte er, wie die Eingangstür zugeschlagen wurde. Er nahm an, dass der Einbrecher sich aus dem Staub machen wollte. Die Sekunden verstrichen, aber der Mann tauchte nicht auf. Er musste sich eingeschlossen haben.

»O Gott«, flüsterte Hoffmann. »O Gott.«

Er hastete weiter zur Vorderveranda. Die Stiefel standen noch da – mit heraushängenden Zungen, alt, kauern, heimtückisch. Seine Hände zitterten, als er den Sicherheitscode eingab. Er schrie Gabrielles Namen, obwohl das Schlafzimmer an der Rückseite des Hauses lag und sie ihn kaum hören konnte. Die Bolzen glitten klickend zurück. Er stieß die Tür auf und blickte in Dunkelheit. Die Lampe im Flur war ausgeschaltet.

Ein paar Sekunden lang stand er keuchend auf der Türschwelle, schätzte die Entfernung bis zur Treppe ab, kalkuliert seine Chancen und stürzte dann los. »Gabrielle! Gabrielle!« Er hatte die Hälfte des Weges zurückgelegt, als das Haus zu explodieren schien. Die Treppe stürzte ein, die Marmorfliessen platzten aus dem Boden, die Wände schossen davon und verschwanden in der Nacht.

ZWEI

Ein Gran in der Wage kann den Ausschlag geben, welches Individuum fortleben und welches zu Grunde gehen [...] soll.

Charles Darwin

Die Entstehung der Arten, 1859

An nichts von dem, was danach geschah, konnte Hoffmann sich erinnern – keine Gedanken oder Träume störten seinen sonst ruhelosen Geist. Bis er schließlich in all dem Nebel – wie eine flache Landzunge am Ende einer langen Reise – allmählich wieder Sinneseindrücke wahrnahm: eisiges Wasser, das ihm am Hals und dann den Rücken hinunterlief, ein kalter Druck auf der Schädeldecke, ein stechender Schmerz im Kopf, ein mechanisches Plappern in den Ohren, der vertraute, süßlich durchdringende Duft des Parfüms seiner Frau. Er begriff, dass er auf der Seite lag und etwas sanft auf seine Wange drückte. Er spürte einen Druck auf seiner Hand.

Er öffnete die Augen und sah nur Zentimeter von seinem Gesicht entfernt eine weiße Plastikschiene, in die er sich sofort übergab. Die Fischpastete vom Vorabend hinterließ einen säuerlichen Geschmack in seinem Mund. Er würgte und übergab sich noch einmal. Die Schiene verschwand. Ein grelles Licht leuchtete erst in das eine, dann

in das andere Auge. Man wischte ihm Nase und Mund ab, ein Glas Wasser wurde ihm gegen die Lippen gedrückt. Patzig wie ein Baby stieß er es erst weg, nahm es dann doch und trank es aus. Dann öffnete er die Augen wieder und schaute sich blinzeln seine neue Welt an.

Er lag in stabiler Seitenlage auf dem Boden des Hausflurs, mit dem Rücken an die Wand gelehnt. Im Fenster blitzte ein Blaulicht wie ein endloses Gewitter, aus einem Funkgerät drang unverständliches Geplapper. Neben ihm kniete Gabrielle und hielt seine Hand. Sie lächelte und drückte seine Finger. »Gott sei Dank«, sagte sie. Sie trug Jeans und Pullover. Er stützte sich auf einen Ellbogen und schaute sich verwirrt um. Ohne Brille sah er alles leicht verschwommen: zwei Sanitäter, die sich über einen Koffer mit glänzenden Apparaturen beugten; zwei uniformierte Gendarmen, einer stand mit dem plärrenden Funkgerät am Gürtel neben der Tür, der andere kam gerade die Treppe herunter; ein weiterer Mann – müdes Gesicht, in den Fünfzigern, dunkelblaue Windjacke, weißes Hemd mit dunkler Krawatte – musterte Hoffmann mit distanzierter Anteilnahme. Alle waren angezogen, nur Hoffmann nicht, und plötzlich erschien es ihm von äußerster Wichtigkeit, dass auch er sich anzog. Aber als er versuchte, sich weiter aufzurichten, versagten ihm die Arme. Ein stechender Schmerz fuhr ihm durch den Schädel.

Der Mann mit der dunklen Krawatte sagte: »Kommen Sie, ich helfe Ihnen.« Er trat auf ihn zu und streckte die Hand aus. »Inspektor Jean-Philippe Leclerc, Polizei Genf.«

Einer der Sanitäter nahm Hoffmanns anderen Arm, und zusammen mit dem Inspektor zog er Hoffmann in die Höhe. An der Stelle, wo sein Kopf an der cremefarbenen Wand gelehnt hatte, blieb ein federartiger Blutfleck zu-

rück. Auf dem Boden war noch mehr Blut – in schmierigen Streifen, als ob jemand darin ausgerutscht wäre. Hoffmanns Knie knickten ein. »Ich habe Sie«, versicherte ihm Leclerc. »Tief durchatmen. Lassen Sie sich Zeit.«

»Er muss ins Krankenhaus«, sagte Gabrielle besorgt.

»Der Krankenwagen ist in zehn Minuten da«, sagte der Sanitäter. »Er wurde aufgehalten.«

»Warum warten wir nicht da drin?«, schlug Leclerc vor. Er öffnete die Tür, die in den kühlen Salon führte.

Hoffmann wollte sich nicht hinlegen. Nachdem er sich aufs Sofa gesetzt hatte, ging der Sanitäter in die Hocke und hielt seine Hand vor Hoffmanns Gesicht.

»Wie viele Finger sehen Sie?«

Hoffmann sagte: »Kann ich meine ...?« Wie hieß das Wort? Er zeigte auf seine Augen.

»Er braucht sein Brille«, sagte Gabrielle. »Hier, Liebling.« Sie schob ihm die Brille auf die Nase und küsste ihn auf die Stirn. »Immer schön langsam, okay?«

»Können Sie jetzt meine Finger sehen?«, fragte der Sanitäter.

Hoffmann zählte sorgfältig. Bevor er antwortete, fuhr er sich mit der Zunge über die Lippen. »Drei.«

»Und jetzt?«

»Vier.«

»Wir müssen Ihren Blutdruck messen, Monsieur.«

Hoffmann saß friedlich da, während man ihm den Pyjamaärmel hochkrempeelte, die Plastikmanschette um den Bizeps legte und sie aufpumpte. Der Kopf des Stethoskops fühlte sich auf seiner Haut kalt an. Sein Gehirn schaltete Stufe um Stufe wieder in die Gegenwart zurück. Systematisch ging er die Einrichtung des Zimmers durch: die blassgelben Wände, die mit weißer Seide bezogenen Pols-

tersessel und Chaiselongues, der Bechstein-Stutzflügel, die leise tickende Louis-Quinze-Uhr auf dem Kaminsims, die dunklen Grautöne der Auerbach-Landschaft darüber. Vor ihm auf dem Couchtisch stand eines von Gabrielles frühen Selbstporträts: ein 50-mal-50-Zentimeter-Kubus, der sich aus hundert Mirogard-Glasplatten zusammensetzte, auf die sie mit schwarzer Tinte die Schichtbilder einer Kernspintomografie ihres eigenen Körpers nachgezeichnet hatte. Die Wirkung war die eines fremdartigen, verletzligen, in der Luft schwebenden außerirdischen Wesens. Hoffmann schaute es an, als sähe er es zum ersten Mal. Und da war noch etwas, woran er sich eigentlich hätte erinnern müssen. Was war das? Es war eine neue Erfahrung für ihn, eine bestimmte Information nicht sofort abrufen zu können. Als der Sanitäter seine Arbeit beendet hatte, fragte er Gabrielle: »Hast du heute nicht noch etwas Besonderes vor?« Er legte die Stirn in Falten, während er angestrengt das Chaos seines Gedächtnisses durchforstete. »Ich weiß«, sagte er schließlich erleichtert. »Deine Ausstellung.«

»Ja, aber die sage ich ab.«

»Nein, kommt gar nicht infrage, nicht deine erste Ausstellung.«

»Gut«, sagte Leclerc, der in einem der Sessel saß und Hoffmann beobachtete. »Das ist sehr gut.«

Hoffmann drehte sich langsam um und schaute ihn an. Bei der Bewegung schoss ihm wieder ein krampfhafter Schmerz durch den Kopf. Er musterte Leclerc. »Gut?«

»Es ist gut, dass Sie sich erinnern können.« Der Inspektor hob ermunternd den Daumen. »Was ist das Letzte von heute Nacht, woran Sie sich erinnern können?«

Gabrielle unterbrach ihn. »Ich glaube, erst sollte sich

ein Arzt Alex anschauen, bevor er irgendwelche Fragen beantwortet. Er braucht jetzt Ruhe.«

»Das Letzte, woran ich mich erinnere?« Hoffmann dachte sorgfältig darüber nach, so als versuchte er, ein mathematisches Problem zu lösen. »Ich schätze, das war, als ich wieder ins Haus gegangen bin. Er muss hinter der Tür auf mich gewartet haben.«

»Er? Es war nur ein einziger Mann?« Leclerc öffnete den Reißverschluss seiner Windjacke und kramte aus irgendeinem verborgenen Schlupfwinkel ein Notizbuch hervor, neigte sich in seinem Sessel etwas zur Seite und brachte noch einen Stift zum Vorschein. Dabei schaute er Hoffmann die ganze Zeit über aufmunternd an.

»Soweit ich weiß, ja. Nur einer.« Hoffmann fasste sich an den Hinterkopf. Er ertastete einen stramm sitzenden Verband. »Womit hat er mich niedergeschlagen?«

»So wie es aussieht, mit einem Feuerlöscher.«

»Mein Gott. Wie lange war ich bewusstlos?«

»Fünfundzwanzig Minuten.«

»Nur?« Hoffmann kam es vor, als wäre er stundenlang bewusstlos gewesen. Als er zum Fenster schaute, sah er, dass es noch dunkel war. Auf der Louis-Quinze-Uhr war es noch keine fünf Uhr. »Ich habe nach dir gerufen«, sagte er zu Gabrielle. »Das weiß ich auch noch.«

»Stimmt, ich habe dich gehört. Ich bin die Treppe runter und habe dich gefunden. Die Haustür stand offen. Und dann war auch schon gleich die Polizei da.«

Hoffmann schaute wieder zu Leclerc. »Haben Sie ihn geschnappt?«

»Leider war er schon weg, als unsere Streife eingetroffen ist.« Leclerc blätterte in seinem Notizbuch zurück. »Merkwürdig. Sieht so aus, als wenn er einfach durchs Tor

rein- und dann wieder rausmarschiert ist. Obwohl man, wenn ich das richtig verstehe, zwei Codes braucht, um erst das Tor und dann die Haustür zu öffnen. Ich frage mich, ob Sie diesen Mann vielleicht irgendwoher gekannt haben. Ich gehe mal davon aus, dass Sie ihm nicht aufgemacht haben.«

»Ich habe ihn noch nie im Leben gesehen.«

»Ah.« Leclerc machte sich eine Notiz. »Dann konnten Sie ihn also ganz gut erkennen?«

»Er war in der Küche. Ich habe ihn durchs Fenster beobachtet.«

»Ich verstehe nicht. Sie waren draußen, und er war drinnen?«

»Ja.«

»Entschuldigung, aber wie ist das passiert?«

In anfänglich stockenden Worten, mit zurückkehrender Kraft und Erinnerung aber immer flüssiger, berichtete Hoffmann, was passiert war: wie er ein Geräusch gehört hatte, nach unten gegangen war, die ausgeschaltete Alarmanlage entdeckt und die Tür geöffnet hatte, wie er die Stiefel und das aus einem Erdgeschosszimmer in den Garten fallende Licht gesehen hatte und wie er dann am Haus entlanggegangen war und den Einbrecher durchs Fenster beobachtet hatte.

»Können Sie ihn beschreiben?« Leclerc schrieb schnell mit und hatte kaum eine Seite vollgeschrieben, als er schon zur nächsten blätterte und weiterschrieb.

»Alex«, sagte Gabrielle.

»Schon gut, Gabby«, sagte Hoffmann. »Wenn sie den Dreckskerl schnappen sollen, dann brauchen sie unsere Hilfe.« Er schloss die Augen. Er sah den Mann deutlich vor sich – fast zu deutlich, wie er mit seinen wilden Augen

durch die hell erleuchtete Küche in seine Richtung schaute. »Er war mittelgroß. Grobschlächtig. Über fünfzig. Hageres Gesicht. Kahl oben auf dem Kopf. Lange, dünne, graue Haare, zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Er trug einen Ledermantel ... Oder eine Lederjacke, das weiß ich nicht mehr.« Ein Zweifel regte sich in seinem Gehirn. Hoffmann hielt inne. Leclerc schaute ihn an und wartete, bis er fortfuhr. »Ich habe gesagt, dass ich ihn noch nie im Leben gesehen habe. Wenn ich jetzt darüber nachdenke ... Ich frage mich, ob das stimmt. Vielleicht habe ich ihn doch schon mal gesehen ... Flüchtig, irgendwo auf der Straße, schon möglich. Irgendetwas kam mir bekannt vor ...« Seine Stimme brach ab.

»Erzählen Sie weiter«, sagte Leclerc.

Hoffmann dachte kurz nach und schüttelte dann fast unmerklich den Kopf. »Nein. Ich kann mich nicht erinnern. Tut mir leid. Ehrlich gesagt, hatte ich in letzter Zeit das komische Gefühl, dass man mich beobachtet. Aber ich wollte das nicht an die große Glocke hängen.«

»Das hast du nie erwähnt«, sagte Gabrielle überrascht.

»Ich wollte dich nicht beunruhigen. Außerdem war da nie irgendwas Konkretes.«

»Vielleicht hat er das Haus schon eine Zeit lang beobachtet«, sagte Leclerc. »Oder er ist Ihnen gefolgt. Sie könnten ihn irgendwo auf der Straße gesehen haben, ohne dass es Ihnen bewusst war. Keine Angst, das fällt Ihnen schon wieder ein. Was hat er in der Küche gemacht?«

Hoffmann warf Gabrielle einen Blick zu. Er zögerte. »Er hat die Messer geschärft.«

»O Gott!« Gabrielle hielt sich die Hand vor den Mund.

»Würden Sie ihn wiedererkennen, wenn Sie ihn sehen?«

»O ja«, sagte Hoffmann grimmig. »Und ob.«

Leclerc klopfte mit dem Stift auf das Notizbuch. »Wir müssen die Beschreibung rausgeben.« Er stand auf. »Entschuldigen Sie mich einen Augenblick«, sagte er und ging hinaus in den Flur.

Plötzlich fühlte Hoffmann sich müde. Er schloss wieder die Augen und lehnte den Kopf an die Rückenlehne des Sofas, als ihm die Verletzung am Kopf einfiel. »Entschuldige, Gabby, ich ruiniere dir deine Möbel.«

»Zum Teufel mit den Möbeln.«

Er schaute sie an. Ohne Make-up sah sie älter aus, zerbrechlicher und – was er noch nie bei ihr gesehen hatte – verängstigt. Es gab ihm einen Stich. Er lächelte sie gezwungen an. Erst schüttelte sie den Kopf, aber dann erwiderte sie knapp und zögernd sein Lächeln. Einen kurzen Augenblick lang wagte er zu hoffen, dass sich die ganze Geschichte als Lappalie entpuppen würde, dass sich herausstellen würde, dass irgendein Penner in irgendeinem Abfallhaufen einen Zettel mit den Zugangscodes gefunden hatte, und dass sie eines Tages darüber lachen würden – über den Schlag auf seinen Kopf (mit einem Feuerlöscher!), über seine Pseudoheldentat, über ihre Angst.

Leclerc kam mit zwei durchsichtigen Beweisbeuteln in den Salon zurück.

»Das haben wir in der Küche gefunden«, sagte er und setzte sich seufzend wieder hin. Er hielt die Beutel hoch. Der eine enthielt ein Paar Handschellen, der andere etwas, was wie ein schwarzes Lederhalsband aussah, an dem ein schwarzer Golfball befestigt war.

»Was ist das?«, fragte Gabrielle.

»Ein Mundknebel«, sagte Leclerc. »Neu. Hat er wahrscheinlich in einem Sexshop gekauft. In der BDSM-Gemeinde ein ziemlich beliebtes Spielzeug.«

»Oh, mein Gott!« Gabrielle schaute Hoffmann entsetzt an. »Was hatte der mit uns vor?«

Hoffmann fühlte wieder seine Kräfte schwinden. Sein Mund war völlig trocken. »Keine Ahnung. Vielleicht kidnappen.«

»Das ist natürlich eine Möglichkeit«, sagte Leclerc und ließ seinen Blick durch den Raum schweifen. »Sie sind ganz offensichtlich ein reicher Mann. Allerdings ist Kidnapping in Genf praktisch unbekannt. Das ist eine gesetzestreue Stadt.« Er zog wieder den Stift aus der Jacke. »Darf ich Sie nach Ihrem Beruf fragen, Doktor Hoffmann?«

»Ich bin Physiker.«

»Physiker.« Leclerc machte eine Notiz. Er nickte gedankenversunken und hob eine Augenbraue. »Das überrascht mich allerdings. Engländer?«

»Amerikaner.«

»Jude?«

»Was hat das denn damit zu tun?«

»Verzeihung. Aber Ihr Name ... Ich frage nur für den Fall, dass rassistische Motive im Spiel sind.«

»Nein, kein Jude.«

»Und Sie, Madame Hoffmann?«

»Ich bin Engländerin.«

»Seit wann leben Sie in der Schweiz, Doktor Hoffmann?«

»Seit vierzehn Jahren.« Abermals übermannte ihn die Müdigkeit fast. »Ich habe in den Neunzigern einen Job am Europäischen Kernforschungszentrum CERN bekommen, ich war an der Entwicklung des Large Hadron Collider beteiligt. Da war ich ungefähr sechs Jahr lang.«

»Und jetzt?«

»Leite ich eine Firma.«
»Und wie heißt die?«
»Hoffmann Investment Technologies.«
»Und was macht die?«
»Was sie macht? Sie macht Geld. Sie ist ein Hedgefonds.«
»Sehr gut. »Sie macht Geld.« Wie lange wohnen Sie schon hier?«
»Wie gesagt, vierzehn Jahre.«
»Nein, ich meine hier, hier in diesem Haus.«
»Oh ...« Er warf Gabrielle einen verlegenen Blick zu.
»Erst seit einem Monat«, sagte sie.
»Ein Monat. Als Sie eingezogen sind, haben Sie da die Zugangscodes ändern lassen?«
»Natürlich.«
»Und wer außer Ihnen beiden kennt die Kombination für die Alarmanlage oder sonstige Codes?«
»Die Haushälterin, das Mädchen und der Gärtner«, sagte Gabrielle.
»Wohnt einer von denen im Haus?«
»Nein.«
»Kennt irgendwer in Ihrem Büro die Codes, Doktor Hoffmann?«
»Meine Sekretärin.« Hoffmann runzelte die Stirn. Wie schwerfällig sein Gehirn arbeitete, wie ein von einem Virus befallener Computer. »Ach ja, und der Sicherheitsberater der Firma. Er hat alles überprüft, bevor wir das Haus gekauft haben.«
»Wie heißt der?«
»Genoud.« Er dachte kurz nach. »Maurice Genoud.«
Leclerc hob den Blick. »Da gab's mal einen Maurice Genoud bei der Genfer Polizei. Wenn ich mich recht erin-

ner, ist der in die private Sicherheitsbranche gewechselt. Tja ...« Ein nachdenklicher Ausdruck machte sich auf Leclercs zerfurchtem Gesicht breit. Er widmete sich wieder seinen Notizen. »Sie müssen natürlich sofort alle Kombinationen ändern lassen. Ich schlage vor, Sie geben die neuen Codes erst an Ihre Angestellten weiter, wenn ich mit allen gesprochen habe.«

Als im Hausflur die Klingel ertönte, zuckte Hoffmann zusammen.

»Das ist wahrscheinlich der Krankenwagen«, sagte Gabrielle. »Ich mache das Tor auf.«

Während sie draußen war, sagte Hoffmann: »Ich nehme an, dass die Presse von der Geschichte erfährt, oder?«

»Ist das ein Problem?«

»Ich versuche, meinen Namen möglichst aus den Zeitungen herauszuhalten.«

»Wir werden so diskret wie möglich vorgehen. Haben Sie Feinde, Doktor Hoffmann?«

»Nein, nicht dass ich wüsste. Jedenfalls niemand, der so etwas tun würde.«

»Irgendeinen reichen Investor, einen Russen vielleicht, der etwas Geld verloren hat?«

»Wir verlieren kein Geld.« Dennoch ging Hoffmann im Stillen seine Kundenliste nach jemand durch, der vielleicht doch in den Einbruch verwickelt sein könnte. Nein, das war unvorstellbar. »Glauben Sie, wir sind hier im Haus sicher, solange sich dieser Verrückte da draußen rumtreibt?«

»Den Tag über sind unsere Leute sowieso noch hier, und heute Nacht behalten wir das Grundstück im Auge. Vielleicht postieren wir draußen auf der Straße einen Wagen. Allerdings muss ich sagen, dass es Personen in Ihrer

Stellung gewöhnlich vorziehen, eigene Vorkehrungen zu treffen.«

»Sie meinen, Bodyguards anheuern?« Hoffmann verzog das Gesicht. »Ich will so nicht leben.«

»Unglücklicherweise wird ein Haus wie dieses immer ungebetene Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Und Banker sind zurzeit nicht gerade beliebt, selbst in der Schweiz nicht.« Leclerc schaute sich wieder im Zimmer um. »Darf ich fragen, wie viel Sie für das Haus bezahlt haben?«

Normalerweise hätte Hoffmann geantwortet, dass ihn das einen Scheiß angehe, aber dazu hatte er jetzt nicht die Kraft. »Sechzig Millionen Dollar.«

»Meine Güte!« Leclerc verzog gequält die Lippen. »Tja, ich kann es mir nicht mehr leisten, in Genf zu leben. Meine Frau und ich sind nach Frankreich gezogen, in ein Haus gleich hinter der Grenze. Ist billiger. Allerdings muss ich jetzt jeden Tag nach Genf reinfahren. Was soll man machen.«

Von draußen waren die Geräusche eines Dieselmotors zu hören. Gabrielle steckte den Kopf zur Tür herein. »Der Krankenwagen ist da. Ich gehe hoch und hole dir ein paar Sachen zum Anziehen.«

Hoffmann versuchte aufzustehen. Leclerc wollte ihm helfen, aber Hoffmann winkte ihn weg. Schweizer, dachte er säuerlich. Tun so, als wären wir Ausländer willkommen, aber eigentlich stecken sie voller Ressentiments. Was geht das mich an, dass er in Frankreich lebt? Er musste ein paar mal vor und zurück wippen, bis er genügend Schwung hatte, um aus dem Sofa hochzukommen. Beim dritten Mal schaffte er es und stand schwankend auf dem Aubussonteppich. Von dem Getöse in seinem Kopf wurde ihm wieder schlecht.

»Ich hoffe, dieser unangenehme Zwischenfall verleidet Ihnen nicht unser schönes Land«, sagte Leclerc.

Hoffmann fragte sich, ob das als Witz gemeint war, aber das Gesicht des Inspektors sah vollkommen aufrichtig aus.

»Aber nein. Keineswegs.«

Sie gingen zusammen in den Flur. Hoffmann achtete übervorsichtig auf jeden seiner Schritte, wie ein Betrunkenener, der nüchtern wirken wollte. Im Haus liefen jetzt jede Menge Leute von irgendwelchen Bereitschaftsdiensten herum. Es waren noch mehr Gendarmen eingetroffen. Zwei Sanitäter, ein Mann und eine Frau, schoben eine Trage ins Haus. In Gegenwart der bedeutungsschweren offiziellen Uniformen fühlte sich Hoffmann wieder nackt, verletztlich und hilflos. Er war erleichtert, als er Gabrielle mit seinem Regenmantel die Treppe herunterkommen sah. Leclerc nahm ihr den Mantel ab und legte ihn Hoffmann um die Schultern.

Hoffmann bemerkte den Feuerlöscher, der in einen Plastikbeutel verpackt neben der Haustür stand. Der bloße Anblick genügte, dass er wieder einen stechenden Schmerz spürte. »Lassen Sie ein Phantombild von dem Mann anfertigen?«, fragte er Leclerc.

»Vielleicht.«

»Ich glaube, dann sollte ich Ihnen noch etwas zeigen.« Der Gedanke war ihm ganz plötzlich gekommen, wie eine Offenbarung. Er ignorierte die Einwände der Sanitäter, die darauf drangen, dass er sich auf die Trage legte, drehte sich um und ging durch den Flur zu seinem Arbeitszimmer. Das Bloomberg-Terminal auf seinem Schreibtisch war immer noch eingeschaltet. Aus den Augenwinkeln registrierte er das rote Leuchten. Fast alle Kurse waren ge-

fallen. Die Märkte in Fernost erlitten anscheinend starke Verluste. Er schaltete das Licht ein, ging zum Bücherregal und nahm *The Expression of the Emotions in Man and Animals* heraus. Seine Hände zitterten vor Aufregung. Er blätterte durch die Seiten.

»Hier ist es«, sagte er, drehte sich um und präsentierte Leclerc und Gabrielle seinen Fund. Er klopfte mit dem Finger auf die Seite. »Das ist der Mann, der mich überfallen hat.«

Es war die bildliche Darstellung der Emotion des Entsetzens – ein alter Mann, die Augen aufgerissen, der zahnlose Mund weit offen. Der große französische Arzt Guillaume-Benjamin Duchenne, ein Experte auf dem Gebiet des Galvanismus, hatte mithilfe von Elektroden die Gesichtsmuskeln gereizt, um den gewünschten Ausdruck hervorzurufen.

Hoffmann spürte Leclercs und Gabrielles Zweifel – nein, schlimmer: ihre Bestürzung.

»Entschuldigung«, sagte Leclerc verwirrt. »Sie behaupten also, dass das der Mann ist, der heute Nacht in Ihrem Haus war?«

»O Alex«, sagte Gabrielle.

»Natürlich behaupte ich nicht, dass es dieser Mann war, er ist seit über hundert Jahren tot. Ich will nur sagen, dass er genauso ausgesehen hat.« Beide schauten ihn durchdringend an. Sie glaubten, dass er verrückt geworden war, dachte Hoffmann. Er holte Luft. »Also«, sagte er langsam zu Leclerc. »Dieses Buch wurde mir gestern kommentarlos zugeschickt. Ich hatte es nicht bestellt, okay? Ich habe keine Ahnung, wer es mir geschickt hat. Vielleicht ist das alles ein Zufall. Aber Sie müssen zugeben, wie merkwürdig es ist, dass nur wenige Stunden danach ein Mann, der ge-